

Sigi Faschingbauer  
Das Förderband



**SIGI FASCHINGBAUER**  
**DAS FORDERBAND**  
ROMAN



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper 2010  
literatur ✱ nr. 12  
1. Auflage November 2010

Covergestaltung, Layout und Druckvorstufe:  
Faschingbauer & Schaar Werbeagentur Ges.m.b.H.


Coverbild: iStockphoto

Printed in Austria.

Bindung: Die Steirische Buchbinderei  
Dietmar Reiber & Wolfgang Reimer OEG

ISBN 978-3-9502761-4-5

Stadt **GRAZ** Kultur

 : kultur steiermark

### **Das wahre Gefängnis**

Es sind nicht die Löcher im Dach  
Und nicht die sirrenden Moskitos  
In der feuchten, elenden Zelle  
Es ist nicht das Rasseln des Schlüssels  
Wenn der Wärter dich einschließt.  
Es sind nicht die schäbigen Essensrationen  
Ungenießbar für Mensch und Tier  
Und es ist nicht die Unausgefülltheit des Tages  
Der in die Leere der Nacht eintaucht  
Das ist es nicht  
Das ist es nicht  
Das ist es nicht.  
Es sind die Lügen, die man seit einer Generation  
In eure Ohren getrommelt hat  
Es ist der Sicherheitsagent, der Amok läuft  
Und gefühllose, katastrophale Befehle ausführt  
Für ein gruseliges Mahl am Tag  
Die Richterin, die ihr Buch schreibt  
Und ihre Strafen wider besseres Wissen verhängt  
Der moralische Verfall  
Die geistige Unfähigkeit  
Was der Diktatur eine trügerische Legitimität verleiht  
Die Feigheit, die in der Maske des Gehorsams  
In unseren in den Schmutz gezogenen Seelen lauert  
Die Angst macht unsere Hosen nass  
Wir wagen nicht, unseren Urin abzuwaschen  
Das ist es  
Das ist es  
Das ist es  
Mein Freund, was unsere freie Welt  
zu einem trübseligen Gefängnis macht.

*Ken Saro-Wiwa*



**EINS**

## KUPFER

Immer dasselbe Lokal, dieselben Leute, dieselben Gesichter, dieselben Gesprächspartner. – Hallo, wie geht's? Gut, ohne Überzeugung. Dir auch? Skeptisches Kopfschütteln. Na ja! – Pause – Was ist? Ach, nicht der Rede wert, dieselben vorsichtigen Diskussionen um das Reiben an der Welt, deren Oberfläche kratzt. Man glaubt zu ersticken, macht resignierende Opfergesten und ekelt sich vor dem bitteren Geschmack des wiedergekauften Gesprochenen. Irgendwas rät mir, so geh doch, hock nicht hier herum, es ist besser für dich, zu gehen, doch ich bleibe, weil ich im selben Moment der Verlockung erliege und wie alle anderen das Zeug bestelle.

Was soll ich zu Hause?

Ich weiß, dass mir das kupferfarbige Getränk einige Stunden Euphorie verschaffen wird, doch ich habe nicht die geringste Ahnung, warum das so ist. Ich kenne die Wirkung, aber nicht die Substanzen, aus dem es gebraut ist; ich stelle mir eine Giftküche vor, in der das Getränk hergestellt wird, brodelnd und dampfend in einem geheimnisvollen Labor im Keller einer geheimnisvollen Villa, voll mit Gerätschaften und einem Wirrwarr von Gläsern und Röhren zur Herstellung von Drogen, eine Mixtur aus Euphorika und Antidepressiva, in Wasser aufgelöst, aromatisiert und gefärbt, mit Alkohol versetzt, erfunden von hakennasigen Greisen mit langen weißen Bärten für Widerspenstige, für Leute wie mich, die aus den vorgeschriebenen Gedankenreihen ausgeschert sind. Und wenn mein Widerstand erlahmt, ich es schließlich doch trinke, dann trinke ich es nur mit einer gewissen Verachtung, stürze es die Kehle hinunter, so wie man einen



schlechten Schnaps trinkt, den man irgendwo angeboten bekommt, und sich schüttelt.

Die Wirkung: Zuerst stellt sich ein Hochgefühl ein, selbst bei jenen, die zuvor noch in düsteren Ahnungen geschwelgt, über ihre aussichtslose Lage geklagt, mühevoll ihre Depressionen zu unterdrücken versucht hatten, auf deren Stirn die Sorge um ihre Familien und um sich selbst gestanden war, in ihren Augen die Angst vor der Aufdeckung ihrer geheimsten Gedanken, und die dann, nach dem zweiten, dritten Schluck, wenn aus der beschissenen Welt eine heile geworden war, von ihrem Glück zu sprechen beginnen, und davon, wie froh sie seien, in einem Paradies zu leben, geradeso, als ob sie von einer Gnade Gottes sprächen. Waren sie zuvor noch Angsthasen, sind sie plötzlich Traumtänzer, bilden sich ein, einen halben Meter über der Erdoberfläche zu schweben, geben unaufgefordert positive Werturteile über alle und jeden ab: Ja, ein netter Kollege, er hat ..., wie schön! Und der Vorgesetzte Irgendwer, ist ja so tüchtig, und ein Freund da und ein anderer dort, die Frauen, die Kinder, und überhaupt ...! Und sie erzählen überschwänglich von ihren Familien. Einer tut sich besonders hervor: Achtzehn Jahre glücklich verheiratet. Waaas? Ja, du hörst richtig. Nicht möglich! Nie eine andere? – Ein Scherz, haha! – Wo denkst du hin! Augenzwinkern. Don-Juan-Blick. Männerrituale ändern sich nicht, auch nicht in diesen Zeiten. Sie sprechen von Erfüllung im Job, vom Urlaub am Meer in nicht mehr allzu ferner Zukunft, wenn sich ihnen die Welt wieder öffnen wird. Und sie schwärmen von ihrem vielleicht schon morgen, demnächst, jedenfalls bald erfüllten Traum, ihr Dasein auf einer Insel der Seligen verbringen zu dürfen, zumindest klingt das in ihrem hoffnungsvollen Tonfall mit, und versinken tiefer und tiefer in ihrer Selbstlüge.

Wunschloses Glück, solange die Wirkung anhält.

Ein anderer, ein Kleiner mit kleiner Nase, kleinen Augen, kleinen Händen und schütterem, sorgfältig gescheitelten Haaren, als vorsichtig abwartend bekannt, hat heute noch nicht von dem Zeug getrunken und fragt einen zweiten Nüchternen: Hast du keine Angst?

Der wischt nervös seine feuchten Hände an seinen Hosenbeinen ab. Wieso Angst? Wieso soll ich Angst haben? Wie kommst du auf die Idee, dass ich Angst haben könnte?

Und sieht sich ängstlich um.

Wie oft habe ich mir vorgenommen, das Getränk nicht anzurühren und auf das künstliche mentale Hoch zu verzichten, das es mir verschafft. Aber mit wem kann ich dann noch reden, wo bleiben dann meine Gesprächspartner, wer gibt mir dann noch das Gefühl, nicht allein auf der Welt zu sein? Schließlich trinken alle davon und es schadet nicht, sagt man, es sei an Primaten getestet worden. Daran glaube ich nicht, denn die haben sich bestimmt nicht die Mühe gemacht, zuerst an Affen zu testen, was sie uns einflößen wollten.

Nein, die Affen waren wir!

Auch die Werbung käme hervorragend rüber, sagt einer, der immer schon über alles Bescheid gewusst hatte und setzt damit eine Diskussion über Werbung in Gang: Selten guter Spot, sage ich dir! Unterhaltungswert, Spitzenunterhaltungswert. Ich kenne nämlich einen, der in ... Stammgäste kennen immer irgendwo einen: Einen guten Bekannten, einen Onkel, einen Prominenten, einen, der was zu sagen hat, einen, der was erlebt hat, oder einen, der glaubhaft erfundene Geschichten erzählen kann. Ein anderer, der dem Gespräch hinterher hinkt, bejaht, macht mhmmm, es klingt wie verhaltenes Gähnen, legt

seinen Kopf schräg, nickt bedächtig aber bestätigend von rechts oben nach links unten, macht noch einmal mhmmm! Meine Kinder mögen diese Art von Werbung, sagen immer, dass sie ... und bricht enttäuscht ab, weil er nicht weiter von seinen Kindern erzählen kann, denn die Unterhaltung ist längst beim nächsten Thema angelangt, dem Preis für das Getränk.

Ist das billigste Getränk seit langem, meint einer, der es wissen muss, der früher, als die Zeiten noch andere waren, gerne und regelmäßig einen gehoben hat, und kaum stärker als Bier, auch nicht so teuer, sagt er wichtig, hebt den Zeigefinger und versucht, seinen faltigen Dackelgesichtszügen etwas Oberlehrerhaftes zu geben. Ist halt ein von der Regierung empfohlener Glücklicher, sagt ein Dritter, hat vorher sicherlich nicht darüber nachgedacht, was er sagen wollte, und begibt sich mit dieser Aussage auf gefährliches Terrain. Meine Frau trinkt es auch, fügt er naiv hinzu, warum auch nicht, es tut ihr gut! Er schmunzelt vielsagend, sagt lauter als notwendig: Oder? Er blickt in die Runde, sucht eine Bestätigung für das, was er noch gar nicht gesagt hat, fährt fort, weil eine Antwort ausbleibt: Sie ist, wie soll ich's nur sagen?, erwartungsvolle Blicke, sie ist ..., ich meine, im Bett, locker, ihr versteht? Ja? – Grinsen – Es muntert sie auf und ist ohne unangenehme Nebenwirkungen. Schmeckt ihr hervorragend, sagt er schnell, bevor er aufgefordert wird, Details zu berichten, fügt verlegen hinzu, weil die Geschichte keine Pointe hat, dass seine Angetraute auch kein Kopfweh davon bekäme, was, wenn, sowieso keinen interessiert hätte, dann betrachtet er seine Fingernägel.

Ich bin unbeteiligter Zuhörer, stehe an der Theke, die Worte sickern in meine Ohren, die falsche, an den Haaren herbeigezogene Fröhlichkeit raspelt an meinen Nerven,

das mit dem Getränk in die Köpfe geschüttete Glück bereitet mir, dem Unbeteiligten, dem seit zwei Jahren Unbeteiligten, Schmerzen, etwas schwillt an in meinem Gehirn. Ich will es daran hindern, von mir Besitz zu ergreifen, doch ich kann es nicht fassen. Es ist genauso, als ob man sich den Horizont vor seinen Augen greifen möchte, und wenn man glaubt, dass man ihn hat, entfernt er sich wieder, hält Distanz, und man streckt seine Arme vergeblich nach ihm aus.

Ich betrachte misstrauisch die kupferfarbige Flüssigkeit, bin gleichzeitig fasziniert von ihr, von ihrer suggestiven Wirkung, von ihrer farblichen Intensität, und wie sie im Licht der Thekenbeleuchtung durch den Schliff des Glases wie eine Wunderkerze goldene Sterne versprüht. Ich sehe Wärme, nichts als Wärme, und starre auf das Glas, tauche meinen Blick in das verlockende Glitzern, in den warmen Schimmer, der durch die Augen in mein Hirn dringt und verspricht, meine trüben Gedanken zu verjagen, die triste Umgebung gegen eine freundliche auszutauschen, mich froh zu stimmen.

Mich der allgemeinen Idiotie anzuschließen.

Man sollte dem Getränk einen passenden Namen geben, mache ich mir unnütze Gedanken. Was jetzt auf dem Etikett steht, klingt nach Arznei.

Kupfer wäre passend – vielleicht?

Ja, Kupfer!

Ein, zwei Gläser würden mich heute Nacht ruhig schlafen lassen, mich vor Albträumen bewahren und der schrecklichen Tatsache, dass der einzige Mensch, den ich vorbehaltlos und mit jeder Faser meines Herzens geliebt hatte, nicht mehr bei mir ist. Das Zaubergetränk würde mir einen traumlosen Schlaf verschaffen, ohne Marthas imaginäre Anwesenheit, ohne hoffnungsvolles Starren auf

ihren vertrauten Schatten im dunklen Zimmer, den meine Fantasie mir vorgaukelt, ohne mein Lauschen auf ihr Flüstern, ohne den Duft ihres Haares an meiner Schulter, ohne ihre Wärme, und ohne meine Tränen über den erlittenen Verlust.

Zuerst haben sie dich aufs Förderband geworfen, wehre ich mich gegen die Beeinflussung meiner Psyche, jetzt wollen sie mit Drogen dafür sorgen, dass ich dich vergesse.

Heute will ich eine Festung sein, denke: Das wird euch nicht gelingen! Dazu sind mir meine Erinnerungen zu wertvoll, die Zeit mit Martha zu kostbar, die Gefühle für sie zu tief, als dass ihr sie mir ganz wegnehmen könnt.

Zugleich mit meinem hilflosen Zorn taucht das Gesicht Marthas vor mir auf und ihre Augen warnen mich. Ich nehme mir vor, das kupferne Getränk, von dem ich weiß, dass es mir falsche Glücksgefühle verschafft, heute nicht anzurühren, ich will keine ruhige Nacht, ich will Martha neben mir fühlen, auch wenn meine Fantasie mir das nur vorgaukelt.

Ich fluche halblaut: Verdammtes Zeug! und sehe mich, kaum habe ich die Worte ausgesprochen, erschrocken um.

Halte ängstlich die Luft an.

Denke daran, dass die Wände Ohren haben, vielleicht sogar sehen können.

Unbedachte Äußerungen können gefährlich werden. Werden die einmal auf einen aufmerksam, landet man schneller auf dem Förderband, als man denken kann. Ich kenne die Überwachungstechniken der Neos nur zu gut. Ich habe für sie gebaut, ich habe die NADEL gebaut.

Ich atme langsam aus, hoffe, dass niemand meine Worte gehört hat, zwingt ein Lächeln in mein Gesicht, sehe mich um. Die Mitglieder der Stammtischrunde, die heute hier sitzen wie vor zehn Jahren, so tun, als habe sich

in dieser Zeit nichts geändert, als stünden keine lebensbedrohenden Dinge im Raum, als sei das Förderband bloß ein harmloser Graben, der Wien nur durchquert, damit man hineinpinkeln, wie von einer mittelalterlichen Burg in den Burggraben hinabschießen kann, haben jetzt ihre düsteren Masken abgelegt und geben sich dem Frohsinn hin. Sie machen auf lustig, lachen stupid, dann sprechen sie wieder von einer geordneten Gesellschaft, wie wichtig diese Ordnung sei, und von ihrer Karriere, von einem strahlenden Weg, von einer sorgenfreien Zukunft ihrer Kinder, denen das Rüstzeug für die Welt von morgen schon jetzt mitgegeben wird.

Ich denke: Klar, die Strategie ist nur zu gut, sie ist langfristig, sie ist subtil, schaltet gleich, richtet in einer Linie aus, nivelliert, und damit fängt man am besten gleich bei den Kindern an, je früher, desto besser. Die Kleinen gehen neuerdings in schmucker Uniform in die Kindergärten, bekommen Unterricht in Nationalkunde, noch bevor sie der Sprache richtig mächtig sind, wenig mehr als Mama lallen können, lernen geistige Heimatpflege, was immer das ist, werden in diesen Gegenständen benotet, damit die da oben schon früh mit der Selektion beginnen können, heißt, mit dem Nachjustieren der heranwachsenden Individualisten, die da glauben, eigene Wege gehen zu können, und wenn das nicht hilft, mit dem Aussortieren. In einem Bienenvolk werden die Einzelgänger totgestochen.

Ich bezähme meine Wut, führe den Gedankengang erbittert zu Ende: Damit sie später nicht wie wir hier mit einem kupferfarbenen Getränk betäubt werden müssen, um all diesen Scheiß zu glauben, den die uns vorkauen: Von einem beschaulichen Alter, und wie leicht es heutzutage sei, Hindernisse beiseite zu räumen, wenn überhaupt

noch welche da sind, wird uns doch alles geebnet, versuchen sie uns zu sagen, abgeschliffen, platt gewalzt, von ihr, der weise vorausschauenden Regierung.

Wenn notwendig, militärisch begradigt.

Jawoll!

Und wir, die sowieso und schon immer gerne jeden Scheißdreck beklatschende Masse, sitzen dann jeden Abend hier, lassen uns mit dem Zeug volllaufen, reden vom neuen Leben, von der neuen Gesellschaft, in der alles vorliniert ist, in der keiner über oder unter die Zeile zu ragen wagt, palavern freudig von der neuen Welt, der gesamten, schönen, runden – für uns abgerundeten.

Aber weshalb macht man uns, die wir uns nicht so gut anpassen können, jede Minute in dieser so genannten Zukunftsgesellschaft zur Hölle, lässt uns vor Angst um unser Leben unsere Selbstachtung vergessen, flößt uns gleichzeitig künstliche Euphorie ein?

Damit wir gefügig werden, was sonst!

Ich schlucke meine Bitterkeit hinunter.

Ich wäre glücklich, könnte ich diese auskotzen. Ich wäre noch glücklicher, könnte ich den Graben des Förderbandes bis obenhin vollkotzen und die Neos hineinprügeln, damit sie darin ersaufen.

Und schlage mir in Gedanken auf die Stirn: Idiot, begreif es doch endlich! Die da drüben, am Stammtisch, die haben es längst begriffen, nur du scheinst nicht zu verstehen, dass die NEO, die unendlich gütige NEUES EUROPA ORGANISATION, wie sie sich großartig nennen, nur will, dass du glücklich bist.

Dann sehe ich ein, dass ein Sarkasmus, der keinen Adressaten hat, keiner ist.

Natürlich habe ich begriffen, was die wollten: Schon damals, als Schüler, habe ich gehnt, dass da was

Ansteckendes unterwegs war, um das Land zu infizieren, dass nach und nach Leute auftraten, die dunkle Pläne hatten, politische Glückhändler, Saubermänner mit Reinheitsprinzipien, die immer dann sofort zur Stelle sind, wenn der demokratische Staat wieder einmal zu schwächeln beginnt, die trotz ihres ehrbaren Getues bereit sind, einem am Boden Liegenden in die Rippen zu treten, dann dessen Taschen auszurauben. Leichenfledderer der von müden Demokratien zu Tode regierten Völker wie damals die Nazis, wie ich aus der Geschichte weiß. Ich habe schon als Schüler gefühlt, was auf uns zukam, ich habe Bücher gelesen, die der Vernichtung entgangen waren, und ich war nicht blöd. Doch da war ich in einem Alter, wo man sich keine Sorgen darüber macht, was als nächstes schief gehen könnte. Außerdem, erinnere ich mich, hat mich mein Vater mit Erfolg gelehrt, zuallererst an das Gute zu glauben. Möglicherweise ein schwerer, nicht wieder gut zu machender Fehler aus einer Zeit, als die Menschen gerade erst begannen, toleranter zu werden, aus diesem Grund auch die unverbesserlichen Bösen zu nachsichtig behandelten. Mehr Misstrauen wäre angebracht gewesen. Man hätte die Bösen damals, als man die Gelegenheit dazu gehabt hat, ausrotten sollen, doch das hätten die Guten tun müssen, und Gute rotten nicht aus, sie verzeihen.

Zu spät kam die Einsicht.

Ich habe mich fügen müssen wie alle anderen auch. Nein, ich bin sogar mitgelaufen, als ich noch davonlaufen hätte können! Ich habe die NADEL gebaut. Wohin sie jetzt von überallher pilgern, um in die Wolken hochzufahren.

Aber ich will nicht gefügig sein, rufe ich in mich hinein, wo es widerhallt, wo es zwischen mir und mir hin und her pendelt, wo es niemand außer mir hören kann, schon gar nicht die euphorische Gesellschaft da drüben am



Stammtisch, die sich nach und nach hier eingefunden hat, um sich nach der Arbeit mit Kupfer – der Name gefällt mir immer besser – bis obenhin volllaufen zu lassen, dann ihren Kindern zu Hause ein fröhliches Lied pfeifen, ihnen dann eine lustige Gute-Nacht-Geschichte erzählen, dann, von Kupfer – ich bleibe dabei – stimuliert, oder ihrer Einbildungskraft, ihre Frauen fragen, ob sie heute nicht Lust auf die Lust hätten?

Ich sehe mich von meinem Standort an der Bar aus um und fühle Ohnmacht beim Anblick dieser glücklichen, leeren Gesichter.

Ist es das, was sie von uns wollen? Dass wir willenloses Herdenvieh werden, durch Brutalität, Bedrohung und Drogen dazu gemacht? Dass wir in die gewünschte Richtung rennen, wenn die Hunde uns umkreisen und anbellern?

Auflehnung unerwünscht!

Wer blökt, bekommt eine aufs Maul.

Widerstand verboten!

Widerstand. Was ist Widerstand?

Leiste ich Widerstand?

Nein, gebe ich mir zur Antwort. Ich leiste keinen Widerstand. Ich gehe nur nicht mehr zur Arbeit und lebe vom Ersparten. Einer, der eine NADEL bauen kann, verdient ganz gut.

Lange wird das Geld nicht mehr reichen!

Ich betrachte verächtlich das Glas vor mir, dann stoße ich es wie unabsichtlich um.

Oh! Entschuldigung! Wie ungeschickt von mir.

Ich kann jetzt nicht daraus trinken. Es ekelt mich davor. Jetzt, mit all dem, was mir durch den Kopf geht, würde ich meinen letzten Rest Selbstachtung verlieren. Und außerdem will ich mich nicht mit Hilfe einer Droge,

die zuerst gute Stimmung und danach ruhigen Schlaf verspricht, von meiner Erinnerung an Martha trennen lassen. Ich will, auch wenn es schmerzt, ihr Gesicht sehen, ihr Lachen, ihre Stimme hören. Ich muss mich nur stark genug auf sie konzentrieren, dann ist sie bei mir, an meiner Seite, und macht mich mit ihrer Anwesenheit glücklich, zumindest, frohlocke ich, für einen Abend, vielleicht sogar für einen Teil der Nacht. Ich sehne mich nach ihr, auch wenn ich weiß, dass sie nur ein Bild meiner Gedanken ist, dass sich ihre Gegenwart wieder auflösen wird. Danach werde ich mich wie ein unglückliches Kind in den Schlaf weinen. Woraufhin die Alpträume kommen werden, diese hundsgemeinen, nächtlichen Begleiter täglich verdrängten Unglücklichseins.

Die Zeit heilt nicht alle Wunden, stelle ich wie so oft in letzter Zeit fest. Sie lässt nur Gesichter altern, neue entstehen, schließt Gräber, lässt Gras darüber wachsen. Darunter leben die Gesichter weiter, bewahrt von den Erinnerungen. Habe ich mir als Kind nicht einmal mit einem Küchenmesser in den Finger geschnitten und meine Mutter mich zu trösten versucht? Wird alles wieder gut, hat sie gesagt, bald, mein Kind, morgen schon, spätestens, wenn du groß bist. Die Zeit heilt alle Wunden. Alle!

Die am Finger, ja. Aber die da drin nicht. Nein, diese nicht!

Martha!

Martha ist allgegenwärtig: Ich kann nirgends sitzen, stehen, gehen, mich nirgendwo in der Wohnung aufhalten, ohne ihre Schritte zu hören, ihr zu begegnen, ihr in die Augen zu blicken, ich vermeine überall ihr perlendes Lachen zu hören. Die Räume sind immer noch mit ihrer Persönlichkeit ausgefüllt. Jede Maserung im Holz, jedes Muster der Tapete, jede Faser in den Polstern, alles erinnert

an sie.

Ihr Duft: Wie kann ihr Duft noch nach zwei Jahren an so vielen Gegenständen haften? Natürlich riecht nach so langer Zeit nichts mehr nach ihr, sagt mir mein Verstand, wenn er wieder klar genug ist, doch ich rieche sie.

Ich sage mir: Du riechst bloß Verduftetes.

Es gibt nichts, dem Gerüche so lange anhaften wie Vertrautem.

Und zu Martha sage ich: Du hast dich immer gefragt, meine Liebe, was richtig oder falsch ist, du warst eine Meisterin im Erkunden von Gegensätzen, konntest dich stundenlang damit beschäftigen, das Gegensätzliche in deine Kunst einzubringen, es darin ausdrücken wie im Ying und Yang, nur nanntest du es nicht so. Mir war das nicht so wichtig, ich sagte: Bloß Definitionen, Kunstworte für die Kunst, um den Dingen einen Namen zu geben, weißt du, ich habe deine Kunst trotz pragmatisch geschultem Verstand begriffen, weil ich dich begriffen habe, mir genügte bloß ein Blick auf dein Werk, oder der Ansatz einer Idee dafür. Ich konnte von dir auf deine Arbeit und von deiner Arbeit auf dich schließen. Ich werde immer bei dir sein, still und geduldig, und deine Fragen, deren Antworten ich schon gekannt habe, bevor du die Fragen ausgesprochen hattest, vermissen, ich werde einfach da sein und ...

Wie so oft in letzter Zeit frage ich mich, warum ich nicht vergessen, warum ich nicht einfach ein neues Leben anfangen konnte, eines mit neuen Inhalten, ein von der Vergangenheit losgelöstes Leben ohne Martha? Warum kann ich die Erinnerung an sie nicht einfach in einen Kokon packen, diesen an einem besonderen Platz deponieren, dort, wo er nur mir zugänglich ist? Sozusagen zur distanzierten Betrachtung wie das barocke Teeservice

einer lieben Tante, das in einer Vitrine steht und regelmäßig abgestaubt wird, eine Art liebevolle, nostalgische Zeremonie, für die man es für einige Momente hervorholt, es von allen Seiten betrachtet, sich erinnert, daraus getrunken zu haben, es wieder wegstellt und denkt: Diese Schnörkel, wie hübsch!

Eine Antwort auf diese Frage bleibt aus, und damit ist die Lösung meines Problems auf einen ungewissen Zeitpunkt in der Zukunft verschoben. Ich kann mich nicht auf das Wesentliche, die Gegenwart, konzentrieren.

Die allzu junge Vergangenheit drängt sich wieder einmal vor: Der Morgen an einem gemeinsamen freien Tag, das Aufwachen unter den Sprossenrechtecken des Fensters am frühen Vormittag, die Gevierte des Sonnenlichts auf den Laken um uns und auf uns, die Trägheit, die samtige Glätte von Marthas dunkler Haut, die glänzenden Spitzen der feinen Härchen, mein Verlangen nach ihrer schlüpfrigen Körpermitte, meine beinahe schmerzhaftere Erektion, die nur uns gehörende Wahrnehmungsebene, auf der wir uns lustvoll bewegt hatten, schließlich das gemeinsame Davonschweben.

Dann, im stillen Danach unserer Umarmung, wieder flacher atmend, hatte sie mich sanft von sich geschoben, mit dem Zeigefinger auf ihren Bauch gezeigt, mich mit ihren unergründlichen, dunklen Augen angesehen und mir im fröhlichen Plauderton, so, wie man von lustigen, aber nicht ganz unbedeutenden Neuigkeiten spricht, gestanden: Wir erwarten ein Baby, Liebster!

Drei Monate später hatten schwarz Uniformierte mit einem blauen Stern auf der Brust Martha abgeholt und auf das Förderband geworfen.

## HERRMANN KRASSER

Ein Ritual: Haken zusammenschlagen, kehrt machen, gemessenen Schrittes den Raum des Vorgesetzten durchqueren, Augen geradeaus richten, nicht blinzeln, geradeaus schauen, keine Regung zeigen, Haltung bewahren, abgehen. Der letzte Eindruck ist ungemein wichtig, an ihm messen Vorgesetzte künftige Schritte aus, Schritte, die eine Karriere entscheidend beeinflussen konnten.

Herrmann Krasser ließ sich seinen Triumph nicht anmerken, als er das Büro Händels verließ, und seine Verachtung für den alten Offizier schon gar nicht. Er führte das Ritual vorschriftsmäßig aus, dachte aber ganz unvorschriftsmäßig: Oberst Händel ist ein Lahmarsch, gehört nicht zu uns, ist ein Relikt aus der Vergangenheit, den es bloß hierher verschlagen hat, zufällig oder auf krummen Wegen, hat sich's wahrscheinlich an den richtigen Stellen gerichtet, hat die wichtigen Leute gekannt und ist Chef geworden, ohne das Zeug für Position und Rang zu haben. Er war davon überzeugt, Händel fehlt es außerdem an Härte, Willenskraft, Begeisterung, und, wie sich vorhin herausgestellt hat, auch an Systemtreue.

Er fasste zusammen: Oberst Händel ist kein Vertreter der NEO, trägt den blauen Stern zu Unrecht, ist eine Schande für das Korps!

Herrmann Krasser schloss die Tür hinter sich, warf jetzt, wo niemand sein Gesicht beobachten konnte, einen verächtlichen Blick auf das Namensschild aus Plexiglas: Oberst Waldemar S. Händel. – Waldemar, wie passend! Haha! Zum Lachen.

Sein Bruder Albert, der die Musik Händels, die eines Georg Friedrich Händel, liebte – wie konnte man nur eine

Musik aus dem Barock lieben? – fiel ihm ein. Jedes Mal, wenn er an dieser Tür den Namen Händel las, fiel ihm sein Bruder Albert ein, und Zorn überkam ihn. Schon die Tatsache, dass sein Bruder mit verträumtem Blick Musik hörte, die auf der Verbotsliste stand, sich also gesetzeswidrig verhielt und damit die Karriere seines Bruders, seine Laufbahn als Offizier, in Gefahr brachte, nervte ihn. Er nahm sich vor, mit seinem Bruder zu reden, ernsthaft zu reden, sehr ernsthaft zu reden! Nötigenfalls würde Albert für seinen Leichtsinn büßen müssen. Er überlegte, ob ihm der Verlust des Bruders gegebenenfalls nahe gehen würde, und kam zu dem Schluss, dass seine Offizierslaufbahn Priorität hatte, ein leichtsinniger Bruder jedoch geopfert werden konnte, ja, im Sinne seiner Loyalität zum Regime geopfert werden musste, bevor ein anderer ihn anzeigte und der leichtsinnige Idiot ihn in den Strudel etwaiger Beschuldigungen mitriss, was zumindest zur Folge haben würde, dass seine weitere Laufbahn im Arsch war.

Die Gedanken trübten ein wenig seine gehobene Stimmung, denn gerade erst hatte er die Tür dazu weit aufgestoßen:

Herrmann Krasser, fünfundzwanzig, Oberleutnant, ein feingliedrig und nicht sehr groß gewachsener Mensch mit glatten Gesichtszügen, hatte wie immer kühle Sachlichkeit gezeigt, als er die Liste der Subversiven, Verdächtigen, Oppositionellen von Händel entgegengenommen hatte, Herrmann Krasser verhielt sich exakt so, wie man es von einem Offizier erwartete, Herrmann Krasser machte keine Fehler – und er tolerierte keine.

Oberst Händel hatte auf seine Frage, ob es sich um das Versehen einer Schreibkraft handeln könnte, dass Eik Weber noch immer, seit über einem Jahr schon, auf der Liste der zu Observierenden stand, obwohl sein Verhalten

eindeutige Fakten geliefert hatte, die zumindest seine Verhaftung und ein Verhör gerechtfertigt hätten, eine Augenbraue gehoben, in spöttischem Ton und in den Rangunterschied überbrückender Jovialität – wie peinlich, diese Gefühlsduselei –, so von Offizier zu Offizier, in unangebrachter Kameraderie, die nach Krassers Meinung nur Schwächlinge an den Tag legten, die auf Unterstützung hofften, wenn sie die Kompetenz Vorgesetzter anzweifeln. Der Unterton war nicht zu überhören gewesen, als er gesagt hatte, dass er erstaunt sei, dass er, Krasser, und er hatte bei seinen Worten unangebracht gehüsst, wohl nicht wisse, dass dort, wo die Liste herkomme, keine Fehler gemacht werden!

Krasser hatte gedacht: Das ist offener Sarkasmus!

Händel hatte weitergesprochen, den Mund zu einem ironischen Lächeln verzogen, den Zeigefinger gegen die Decke gestreckt: Die da oben, Krasser – Fehler?

Krasser hatte gedacht: Das ist geradezu subversiv.

Der Oberst hatte ihn Beifall heischend angesehen.

Krasser hatte höflich distanziert, durch und durch korrekter Offizier, darauf hingewiesen, dass a) eine falsch tippende Sekretärin gemeint war – Echsenblick –, weiters den Oberst entrüstet wissen lassen, dass es b) für ihn die Worte Die-da-oben nicht gäbe – welche Respektlosigkeit! –, sondern nur berufene – schönes Wort für eventuelle Lauscher hinter den Wänden – Vorgesetzte.

Die Augen des Obersten hatten zu flackern begonnen.

Krasser hatte gedacht: Gutes Zeichen!

Die Augen des Obersten waren unter seinem kalten Blick zur Seite gedriftet.

Krasser hatte gedacht: Jetzt habe ich dich!

Oberleutnant Herrmann Krasser, zur Beförderung zum Hauptmann vorgesehen, kombinierte, während er den

NEO-Stützpunkt I verließ, folgerichtig: dass Händel heute einen nicht zu korrigierenden Fehler gemacht hatte, dass es, wurde Händels Büro abgehört, und das glaubte er mit Sicherheit zu wissen, nur mehr eine Frage der Zeit war, bis er die Abteilung Südwest übernehmen würde.

Damit hatte er Oberst Händel eingesackt.

Und den anderen Händel, Georg Friedrich, würde er auch noch zertreten, wenn nötig samt dem Hirn seines kleinen, unnützen Bruders.

Krasser erwartete für sich: Macht in der Zukunft, zunehmende Macht, Macht über Menschen und Handlungsspielraum bei der Ausübung der Macht. Und davon hatte er seine eigenen Vorstellungen.

Er dachte: Ich werde mich noch ein wenig gedulden, meine Vibrationen im Zaum halten müssen, und was Weber betrifft, die alte Rechnung, die ich mit ihm zu begleichen habe, ich werde noch warten können, um sie ihm zu präsentieren. Irgendwann wird man die schützende Hand von ihm abziehen, dann werde ich zur Stelle sein und ihm Schmerzen zufügen. Er wird mich um seinen Tod bitten.

Er bekam, wie immer, wenn er erregt war, feuchte Augen und für einige Sekunden so etwas wie Schüttelfrost.

Ja, ich werde ihm Schmerzen zufügen!

Er würde heute Nacht das Fünferhaus am Gürtel besuchen.

Doch zunächst hatte er eine routinemäßige Besprechung mit seinen Leuten anzusetzen, um die Prioritäten für die kommende Woche anhand der neuen Liste festzulegen. Er fand, dass es von Monat zu Monat weniger Leute zu verhaften gab, was schade war, denn Verhaftungen führten zu Verhören, und die führte er, wenn es sich einrichten ließ, selbst durch. Das türkische Pärchen zum Beispiel, das



sich im Keller des Hauses Storkgasse 8 versteckt hielt und dessen Beschützer, einen Wiener Studenten, der im dritten Stock desselben Hauses ein Zimmer hatte, würde er sich persönlich vornehmen. Allein. Ohne Zeugen. Und wenn dieser Helfer Freunde hatte, dann Gnade auch ihnen!

Und er frohlockte: Nicht alles im Leben ist Routine, es gibt auch Freuden.

## EIN ENTSCHLUSS

Ich stehe am Geländer des Grabens, halte Marthas Lieblingsbuch in der Hand, bin versunken im Sirup meiner Empfindungen, starre auf das Förderband hinab. Ich weiß nicht, wie ich hierher gekommen bin, die Häuser sind an mir vorübergeschwebt, die Gassen waren ohne Namen, ich ahne nur, warum.

Warum bin ich hierher gekommen?

Ach ja, weil die Zeit meine Wunden nicht heilt. Und weil sie in den Räumen, die ich mit Martha geteilt hatte, aufzubrechen drohten. Und weil ich an Flucht dachte.

Die Zeit heilt alle Wunden?

Nicht alle.

Ich habe ein Bier getrunken, das Kupfergetränk verweigert, danach bin ich nach Hause gegangen. Dann war der Versuch, meinen Arm um mein Wunschbild zu legen und einzuschlafen, fehlgeschlagen. Die Erinnerungen waren nur die von Tod und Trauer, sie haben mich wach gehalten.

Martha!

Sie ist noch in der Wohnung. Wo ich sitze, stehe, gehe, mich aufhalte, ich begegne ihr. Ich blicke in ihre Augen, höre ihre Stimme, wechsele Worte mit ihr; es gibt keine Stelle in der Wohnung, die mich nicht an sie erinnert, wo mich nicht ihr Atem umweht.

Meine Gedanken drehen sich im Kreis.

Dann: Ich muss zur Normalität zurückfinden!

Doch wie?

Ich fühle die Jahre mit Martha wie Honig, der zwischen den Fingern klebt. Sie lässt mich nicht los, hält mich in einem Zustand fest, der es mir unmöglich macht, mein

Leben so wie früher in die Hand zu nehmen. Ich kann die Tatsachen einfach nicht akzeptieren. Ich will ihr Bild nicht vergessen, will überhaupt nichts vergessen, weder ihre Persönlichkeit, noch ihre Erscheinung, schon gar nicht ihre Liebe. Nichts von ihr darf verloren gehen.

Ich halte mich am Geländer fest, sehe das Förderband unter mir fließen, gleichzeitig erscheint ein Bild, zuerst ist es ein Punkt, dann wird daraus eine Szene, immer größer und deutlicher, die Szene aus unserer Wohnung, als sie Martha von meiner Seite weggezerrt haben: Ich sehe ihre Verwirrung, ihren flehenden Blick, ich sehe Angst, entsetzliche Angst in ihren Augen, und die Frage, die in ihrem Gesicht steht: Warum?

Stumme Schreie!

Mich töten, fällt mir mit einer Leichtigkeit ein, als wäre es das Alltäglichsste der Welt. Der Gedanke hat mich an diesem Tag schon mehrmals beschäftigt, unbewusst zwar, aber er war da gewesen, erkenne ich jetzt, am Geländer stehend. Ein stummer Begleiter, der mich an die Sinnlosigkeit meines Lebens erinnert hat. Jetzt denke ich bewusst an meinen Tod, begreife, er wäre ein Ausweg, der einzige. Mich töten, denke ich, und mit mir die Erinnerungen – die verdammten Erinnerungen!

Ich flüstere: Mich töten!

Und ich entschliefse mich, meinem Leben ein Ende zu machen.

Niemals zuvor habe ich die Ausweglosigkeit meiner Lage so deutlich gespürt wie in dieser Nacht.

Aber bin ich nicht ohnehin deshalb hierher gekommen?

Ich schließse die Augen, versuche irgendwo in mir noch einen Funken Hoffnung zu finden, doch ich sehe nur mehr einen Weg vor mir, das Band. Marthas Weg.

Ich sage zu mir: Spring!

Spring schon, du Feigling, es ist längst Zeit. Es gibt nichts mehr zu tun, nichts mehr aufzuarbeiten. Vater ist tot, Mutter weiß nicht mehr, wer sie ist, nicht, wer du bist, lernt ihre Mitmenschen jede Sekunde von Neuem kennen. Martha ist tot. Selbst du bist nicht mehr am Leben, du bist längst eine Leiche, bist mit Martha gestorben.

Springen, sterben, aus!

Wie um den Vollzug meines Entschlusses hinauszuzögern, nehme ich Marthas Lieblingsbuch aus der linken Brusttasche meines Sakkos, dorthin habe ich es vorhin gesteckt, wahrscheinlich unbewusst, um es möglichst nahe bei mir zu haben, hole es hervor und schlage es auf. Doch statt zu lesen spüre ich das Taschenmesser in meiner Hosentasche, ein kühler Stahl – Messer, eingesteckt, ich? Wann? War das Unterbewusstsein mir bereits vorausgeeilt, als ich es zu Hause nicht mehr ausgehalten habe und hierher gelaufen bin? –, der durch den dünnen Stoff an meinen Oberschenkel drückt, während ich am Geländer stehe und an den Buchseiten vorbei auf das Förderband hinabschaue, auf den schwarzen Kunststoff, der Licht absorbiert wie er letzte Hoffnungen nimmt, sich lautlos schnurgerade Richtung Nordosten bewegt, Wien in zwei gleiche Hälften teilt; ein fünf Meter tiefer und fünf Meter breiter Graben mit spiegelglatten, fluoreszierenden Wänden, die die Schwärze des Bandes unterstreichen, ein Todesspalt, in den man Menschen wirft, die man nicht haben will und die man nicht mehr braucht, die man entsorgt. Man spricht davon, dass es fast überall in Europas Hauptstädten Förderbänder geben soll, es ist ein Gerücht, niemand kann es mit Bestimmtheit sagen.

Ich kann mir ein solches Netzwerk an Tötungsmaschinen nicht vorstellen. Ich habe eine Ahnung von den Kosten, ich weiß, dass diese den Rahmen eines jeden Staatshaushalts

sprengen würden.

Doch ist nicht aus einem friedlichen Europa in einem halben Jahrhundert ein Monstrum geworden, mit einem Bauwerk in der Mitte, das in den Himmel reicht, und einem Förderband für unliebsame Menschen, das daran vorbeiführt?

Wohin führen all die Förderbänder, sollte es sie tatsächlich auch in anderen Großstädten geben? Und fragt man sich nicht auch, woher die vielen Fremdrossigen sind, die tagtäglich auf dem Band gesehen werden? Und wo beginnt das Förderband? Wo endet es? Wo werden all die Menschen abgeladen? Werden sie tatsächlich verbrannt? Hat man Martha verbrannt?

Ich muss wissen, setzt sich ein Gedanke in mir fest und lässt mich nicht mehr los, wohin das Band führt, wohin es Martha gebracht hat, ich muss Gewissheit haben, wie sie gestorben ist, muss wissen, wie die Menschen sterben, die man aufs Band wirft. Ich muss wissen, ob es das gewaltige Krematorium tatsächlich gibt, von dem manche reden, in das das Band münden soll, um dort seine menschliche Last abzuwerfen, tot oder lebendig den Flammen überlässt.

Diese Grausamkeiten, fällt mir ein, dieses industrielle Töten von Menschen gab es schon mehrmals, die Geschichte beweist es: In Mittel- und Südamerika war es Gold, in Nordamerika Land, im Kongo Kautschuk, in Deutschland und Österreich völkischer Hass, in Russland Angst vor eingebildeten Feinden, auf Japan warf man aus reinem Machtdenken Bomben, um danach zu sagen: Wir haben den Krieg damit beendet. In Kambodscha hat man den Bauernstaat ausgerufen, und alle, die etwas anderes taten, umgebracht, in China waren es hundert Millionen Nichtkommunisten. Hat niemand daraus gelernt? Hat der angeblich nie vergessene, organisierte Tod von Millionen

die Menschen nicht zur Vernunft gebracht? Wollen es die Neos im Ermorden von Menschen zur Perfektion bringen? Verhaften, verurteilen, auf das Band werfen, und schon wird ein Mensch zu seiner eigenen Verbrennung transportiert, ohne Trauergäste, ohne den Segen eines Pfarrers und ohne Haydn-Sonate effizient zu Tode gebracht. Ich zweifle nicht daran, dass die Menschen, die man auf das Förderband wirft, sterben müssen. Ich habe zwar nie an der Förderbandplanung mitgearbeitet, kenne aber die Bestellungen für die Materialien und all das feuerfeste Zeug, die gigantischen Mengen und Tranchen, die durch eine andere Planungsabteilung liefen, eine stille Gruppe von Technikern, Statikern, Politfunktionären und all jenen, die lautlos um sie herumschwirren, eine Gruppe, die sich in einem Seitentrakt eingeschlossen hatte, geheimnisvoll tat, nicht genannt werden wollte und nicht genannt werden durfte.

Ich schreie wütend in den Schacht hinab: Ich muss es wissen! Als könnte ich mir vom Band eine Antwort auf meine Frage erwarten.

Hier, genau an der Stelle, an der ich jetzt stehe, wurde Martha von den Neos hinuntergestoßen. Auf dem Revier haben sie mir, ich stand ungläubig da und machte hilflose Gesten, zitterte vor Angst und Empörung, zynisch erklärt, dass sie jeden beobachten – Zack! –, jedem genau auf die Finger sehen – Zack! –, ihnen niemand entgehe – Zack! –, der abweicht – Zack! –, nicht einmal jene, die nur daran denken, sich gegen sie zu stellen. – Zack! Zack! – Der Offizier war bei seinen Worten in arroganter Steifheit vor mir auf- und abmarschiert, jeder seiner abgezirkelten Schritte hatte wie ein Schuss aus einer Pistole geklungen, abgefeuert auf mich, den um das Leben seiner Frau bettelnden Eik Weber.